

Suhrkamp

Materialien  
zu  
Hermann  
Hesses  
›Siddhartha‹

Zweiter Band

**suhrkamp taschenbuch 282**

Die Erstausgabe von Hermann Hesses »Siddhartha« erschien 1922 mit einer Startauflage von 6 Tsd. Exemplaren. Heute beträgt allein die deutsche Gesamtauflage mehr als 3 Millionen Exemplare. »Siddhartha« ist in 23 Sprachen übersetzt (nicht mitgerechnet die Übertragungen in die indischen Dialekte). Allein in den USA erzielte das Buch seit 1951 eine Auflage von mehr als 5 Millionen. Vergleichbar ist seine Popularität im asiatischen Raum, insbesondere in Indien und Japan, wo es bereits 1925 übersetzt wurde. »Siddhartha« gehört damit nicht nur zu den bekanntesten Werken Hermann Hesses überhaupt, sondern auch zu den einflußreichsten der europäischen Literatur unseres Jahrhunderts. Der vorliegende Band versucht mit einer Auswahl aus etwa 200 Arbeiten, die bisher darüber bekannt geworden sind, in die Wirkungsgeschichte des Buches und den neuesten Stand der Forschung einzuführen.

»Siddhartha«, das war Neuland in der westlichen Literatur. Durch seine Herkunft prädestiniert wie kein zweiter, hat sich Hesse seit der Jahrhundertwende unmittelbar nach dem Erscheinen deutscher Übertragungen der klassischen indischen und chinesischen Literatur intensiv mit den Religionen und Philosophien Ostasiens beschäftigt und ihre spirituellen Grundkonstellationen mit abendländischem Denken in Einklang zu bringen versucht. Für ihn waren Ost und West nicht Gegensätze, sondern sich ergänzende Polaritäten, zu deren unvoreingenommener Annäherung, ja Verbindung er beitragen wollte. »Siddhartha« war für Hesse der Ausdruck seiner Befreiung vom indischen Denken und aus jedem Dogma, eine Dichtung, in der er das zu ergründen suchte, was allen Konfessionen gemeinsam ist und alle nationalen Verschiedenheiten verbindet. Wie wenig die zeitgenössische Kritik auf solche Versuche vorbereitet war, obwohl damals sowohl die Reden Buddhas wie auch die Bhagavad Gita, die Upanishaden und Richard Wilhelms glänzende Übersetzungen der Werke des Lao Tse und Konfuzius bereits vorlagen, zeigen besonders deutlich die frühesten hier aufgenommenen Rezensionen. Daran hat sich in der deutschsprachigen Literaturwissenschaft auch heute kaum etwas geändert. Was damals Unkenntnis war, ist jetzt oft bewußte Abwehr, die mit stereotypen Klassifizierungen wie »Eskapismus«, »Innerlichkeit« etc. nur allzu unfreiwillig die eigene Flucht vor dem Unvertrauten erkennen läßt. Die aufschlußreichsten Beiträge unserer Dokumentation sind daher vorwiegend Studien aus dem Ausland, den USA, der UdSSR, Indien und China. Einige davon können hier zum ersten Mal publiziert werden.

**Materialien  
zu Hermann Hesses  
»Siddhartha«**

**Zweiter Band  
Die Wirkungsgeschichte in  
Rezensionen und Aufsätzen**

**Herausgegeben und mit einer Einführung  
von Volker Michels**

**Suhrkamp**

8. Auflage 2016

Erste Auflage 1976

suhrkamp taschenbuch 282

Copyright dieser Zusammenstellung

sowie sämtlicher Texte von Hermann Hesse

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1976

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-36782-7

## *Inhalt*

- Zur Einführung: Die Entstehung des Siddhartha 7  
Stefan Zweig, Der Weg Hermann Hesses 26  
Otto Zarek, Notizen über einen deutschen Dichter 33  
Friedrich Raff, Hermann Hesse: Siddhartha 40  
Melchior Vischer, Siddhartha 43  
Adolf Saager, Zu Hermann Hesses Siddhartha 46  
Otto Doderer, Hermann Hesses Siddhartha 50  
Hugo Ball, Hermann Hesse und der Osten 54  
Hans Rudolf Schmid, Siddhartha, ein Wunschbild unserer  
Zeit 70  
Felix Lützkendorf, Hermann Hesse in seinen Beziehungen zur  
Romantik und zum Osten 75  
Erwin Allemann, Siddharthas Weg 88  
Kuno Fiedler, Siddhartha 93  
Rudolf Pannwitz, Siddhartha 95  
Leroy R. Shaw, Zeit und Struktur des Siddhartha 98  
Hans Friederici, Die Indien-Rezeption in Hermann Hesses  
Siddhartha 125  
Theodore Ziolkowski, Siddhartha – Die Landschaft der Seele  
133  
Edwin F. Casebeer, Siddhartha: der vollendete Held 162  
Eike Midell, Neubeginn und Abschied 178  
Deba P. Patnaik, Govinda 184  
Adrian Hsia, Siddhartha und China 195  
Ralph Freedman, Peripetie und Vision 206  
Anna Otten, Durchbruch und Einordnung 217  
Vridhagiri Ganeshan, Siddhartha und Indien 225  
Reso Karalashvili, Die Zahlensymbolik als Kompositions-  
grundlage in H. Hesses »Siddhartha« 255  
Helmut Winter, Legende und Wirklichkeit 272

### Miszellen 295

(Mit Beiträgen von: Jörn Oven, E. W. Süskind, Philipp Witkop,  
Th. A. Meyer, Otto Basler, Friedrich Roman, Henry Miller,  
Julius Bab, E. R. Curtius, Maximilian Schell, Colin Wilson,

Rudolf Kayser, Martin Buber, Lavinia Mazzuchetti, Ernst Rose, Heinz Stolte, Fritz Böttger)

Nachlese zum ersten Band 317

Betrachtungen und Briefe 317

Erzählende Texte 339

In den Felsen, Anton Schievelbeyns Ohnfreywillige Reise nach Ost-Indien, Einkehr.

Siegfried Unseld, »Siddhartha« 1976 364

Bibliographie 381

Primärliteratur 381

Übersetzungen 384

Sekundärliteratur 386

Quellennachweise für diesen Band 402

## Zur Einführung

### Die Entstehung von Hermann Hesses Siddhartha

Herbst 1918. Die Waffenstillstandsverhandlungen haben begonnen. Von den Kampffronten im Westen, Osten und Süden kehren die Überlebenden des Weltkrieges in ihre Heimat zurück. Bilanz: 8,5 Millionen Gefallene, 7,8 Millionen Vermißte.

Für Hermann Hesse, einen der beiden Initiatoren der seit 1915 in Bern eingerichteten Deutschen Kriegsgefangenen-Fürsorge, ist der Krieg noch nicht zu Ende. Nach wie vor gilt es, Gefangenenzeitschriften herauszugeben, Vermißte zuzusuchen, Internierte unterzubringen, Kriegsgefangene zurückzuführen. Waren auch seine zahlreichen seit November 1914 in deutschen, schweizerischen und österreichischen Zeitungen publizierte politischen Mahnrufe von der allgemeinen Psychose des aufgepeitschten Nationalismus hoffnungslos übertönt worden, so fand sich doch im konkreten Bereich praktischer Fürsorge eine unmißverständlichere Möglichkeit, Humanität zu verwirklichen, an der selbst blindester Patriotismus nichts mehr aussetzen konnte. Offensichtlicher als zuvor im Meinungsstreit der Journale ließ sich hier unter Beweis stellen, was unter ›Liebe zu Volk und Vaterland‹ zu verstehen sei. Die tägliche Konfrontation mit den Folgen des Krieges, dem Elend der Kriegsgefangenen, immunisierte gründlich gegen den militanten Enthusiasmus, dem selbst so profilierte Schriftstellerkollegen wie Gerhart Hauptmann, Thomas Mann, Hugo von Hofmannsthal, Robert Musil, Alfred Kerr, um nur einige zu nennen, nicht zu widerstehen vermochten.

Endlich, im April 1919, war die Berner Zentrale für Kriegsgefangenen-Fürsorge nicht mehr angewiesen auf Hesses hauptberufliche Mitarbeit. Er konnte sich wieder ausschließlich seiner eigentlichen, seit vier Jahren fast völlig vernachlässigten Aufgabe zuwenden. Doch ein Wiederbeginn dort, wo er zuvor aufgehört hatte, war unmöglich, weder im Privaten noch als Schriftsteller. Gleich allen durch den Krieg Wachgewordenen galt es für ihn, eine Antwort zu finden auf die Frage: Wie ließ sich für die Zukunft verhindern, was kaum Vergangenheit war? Über dieser Vergangenheit war Hesses private Existenz vollends gescheitert, die Ehe zerstört, seine Frau in eine Nervenheilstätte eingeliefert worden, die sieben-, neun- und dreizehnjährigen Söhne teils au-

Ber Haus in Pflege, teils noch beim Vater.

Bereits während der beiden letzten Januartage und -nächte hatte Hesse ohne Unterbrechung, wie unter Diktat, seine politische Flugschrift *Zarathustras Wiederkehr. Ein Wort an die deutsche Jugend von einem Deutschen* geschrieben, die Hugo Ball als Hesses Revolutionsvermächtnis bezeichnet hat, und gleich darauf den ersten Akt seines Theaterstückes *Heimkehr* – einem *Draußen vor der Tür* des Ersten Weltkriegs –, das seit dem Erstdruck 1920 nie mehr publiziert wurde. ›Wir müssen nicht hinten beginnen‹, heißt es in *Zarathustras Wiederkehr*, ›bei den Regierungsformen und politischen Methoden, sondern wir müssen vorn anfangen, beim Bau der Persönlichkeit, wenn wir wieder Geister und Männer haben wollen, die uns Zukunft verbürgen.‹ Nicht zur Gewissensbetäubung durch neuen Aktivismus, nicht zu Dolchstoßlegenden und Flucht vor individueller Rechenschaft in die Suche nach äußeren Ursachen und Bezeichnungen anderer fordert diese Flugschrift auf, sondern zur Selbstkritik: ›Glaubt ihr nicht, daß am Ende ein Vaterland gesunder ist und besser gedeiht, in das nicht jeder Kranke seine eigenen Gebrechen hinein-deutet, an dem nicht jeder Leidende herumkuriert? [...] Ihr nennt ‚Tun‘ das Davonlaufen vor dem Wehtun [...] es macht mich lächeln, daß ihr diese Betriebsamkeit ‚Tun‘ nennen konntet! Sie war kein Tun, sie war nichts als Flucht vor dem Leiden, es war peinlich, allein zu sein – darum gründete man Gesellschaften. Es war peinlich, allerlei Stimmen im eigenen Innern zu vernehmen, welche von euch verlangten, ihr solltet euer eigenes Leben leben, euer eigenes Schicksal suchen, euren eigenen Tod sterben – es war peinlich, darum liefet ihr weg und machtet Lärm mit Maschinen und Hämmern, bis die Stimmen ferner klangen und still wurden. So taten eure Väter, so taten eure Lehrer, so tatet ihr selber. Es wurde Leiden von euch verlangt – und ihr wart entrüstet, ihr wolltet nicht leiden, ihr wolltet nur tun! Und was tatet ihr? Erst opfertet ihr dem Gott des Lärms und der Betäubung, hattet alle Hände voll zu tun, hattet niemals Zeit zu leiden, zu hören, zu atmen [...] [Im Siddhartha wird es heißen: ‚zu denken, zu warten, zu fasten‘] Und als das Tun nichts mehr half [...] da vergrößertet ihr euer Tun, da schuft ihr euch Feinde, erst in der Einbildung, dann in der Wirklichkeit, da gingt ihr in den Krieg, da wurdet ihr Helden! Ihr habt erobert, ihr habt das Unsinnigste ertragen, ihr habt das Riesigste gewagt. Und jetzt? Ist es jetzt gut? [...] O nein,

es schmeckt bitterer als jemals, und darum eilt ihr zu neuen Taten, stürmt und schreit, wählt Räte und ladet wieder die Gewehre. Und dies alles, weil ihr ewig auf der Flucht vor dem Leiden seid! Auf der Flucht vor euch selbst [...] Betriebsamkeit ist kein Tun, sie ist Flucht vor dem Leiden [...] Es sind immer die ‚gesunden‘ Menschen, welche plötzlich umfallen und an einem Luftzug sterben. Es sind die, welche nicht leiden gelernt haben. Leiden macht zäh, leiden stählt [...] Einsamkeit ist der Weg, auf dem das Schicksal den Menschen zu sich selber führen will [...] Doch ich meine nicht jene Einsamkeit der hübschen Dichter und der Theater, wo die Quelle an der Felshöhle des Einsiedlers so lieblich rauscht! Vom Kind zum Mann ist nur ein einziger Schritt: Einsamwerden, Duseibstwerden, Loskommen von Mutter und Vater [...] und niemand tut ihn ganz. Jeder nimmt einen Faden mit, zieht einen Faden nach, mit dem er an warme Verwandtschaft und Zugehörigkeit geknüpft ist [...] Wenn eure großen Männer von ihren ‚Aufgaben‘ und ihrer ‚Verantwortung‘ reden, da hängt ihnen der Faden langzum Munde heraus. Nie reden eure großen Männer, eure Führer und Sprecher von den Aufgaben gegen sich selbst. Niemals sind sie allein [...] Den Einsamen aber, wenn er ihnen über den Weg läuft, fürchten und hassen sie wie die Pest, werfen mit Steinen nach ihm und finden keine Ruhe, ehe sie weit von ihm sind [...] Ein Wort gibt es, das in eurem Munde mich leicht verdrießlich macht! Es ist das Wort von der Weltverbesserung. Ihr sanget dieses Lied in euren Vereinen und Herden, euer Kaiser und alle eure Propheten sangen dieses Lied mit besonderer Liebe, und der Kehrreim des Liedes war der Vers vom deutschen Wesen und Genesen.

Freunde, wir sollten uns des Urteils darüber enthalten lernen, ob die Welt gut oder schlecht sei, und wir sollten auf diesen seltsamen Anspruch, sie zu verbessern, verzichten. Oft ist die Welt schlecht gescholten worden, weil der, der sie schalt, schlecht geschlafen oder zuviel gegessen hatte. Oft ist die Welt selig gepriesen worden, weil der, der sie pries, eben ein Mädchen geküßt hatte.

Die Welt ist nicht da, um verbessert zu werden. Auch ihr seid nicht da, um verbessert zu werden. Ihr seid aber da, um ihr selbst zu sein [...] damit die Welt um diesen Klang, um diesen Ton, um diesen Schatten reicher sei. Sei du selbst, so ist die Welt reich und schön! Sei nicht du selbst, sei Lügner und Feigling, so ist die Welt

arm und scheint dir der Verbesserung bedürftig.

Gerade jetzt wird das Lied von der Weltverbesserung wieder so heftig gesungen, so heftig gebrüllt [...], dies Lied ist wie ein Rahmen, den man um jedes Bild passen kann. Es paßte um den Kaiser und um den Schutzmann, es paßte um eure berühmten Professoren [...] Dies geschmacklose Lied paßt auf Demokratie und Sozialismus, auf Völkerbund und Weltfrieden, auf Abschaffung des Nationalismus und auf neuen Nationalismus. Es wird auch von euren Feinden gesungen, in einem Chor, worin der eine wider den anderen singt, wo einer den andern totsingen möchte. Merkt ihr nicht: überall, wo dies Lied angestimmt wird, da sind Fäuste in der Tasche geballt, da geht es um Eigennutz und um Selbstsucht, um Eitelkeiten und Einbildungen. Da, wo der Mensch sich seiner Selbstsucht zu schämen beginnt, fängt er an von Weltverbesserung zu reden, sich hinter solche Worte und Lieder zu verstecken.

Ich weiß nicht, ob die Welt je verbessert worden ist, ob sie nicht immer und ewig gleich gut und gleich schlecht gewesen ist [...] Dies aber weiß ich: wenn jemals die Welt durch Menschen verbessert, durch Menschen reicher, lebendiger, froher, gefährlicher, lustiger geworden ist, so ist sie es nicht durch Verbesserer geworden, sondern durch jene wahrhaft Selbstsüchtigen, welche kein Ziel kennen, welche keinen Zweck haben, denen es genügt zu leben und sie selbst zu sein [...] Ihr hattet immer Gott im Munde und die Hand am Geldbeutel [...] Ihr seid das frömmste Volk der Welt, aber was für Götter hat eure Frömmigkeit sich erschaffen! Kaiser und Unteroffiziere! [...] Möchte eure Frömmigkeit einmal nicht auf den Knien liegen! [...] Hört auf die Stimme, die aus euch selber kommt! Wenn sie schweigt, so wißt ihr, daß etwas schief steht, daß ihr auf dem falschen Wege seid.

Das war – hier gerafft und nur in den markantesten Akzenten wiedergegeben – das für die Konzeption des *Siddhartha* und für Hesses weitere Entwicklung entscheidende Fazit seiner Erfahrungen im Ersten Weltkrieg. Schon im Februar 1919, kaum einen Monat nach der Niederschrift des Manuskripts, erschien dieser Text als Flugschrift, zum selben Zeitpunkt übrigens, wie in der Neuen Rundschau der Vorabdruck seines unter dem Decknamen Emil Sinclair veröffentlichten *Demian*, gleichfalls anonym, »um die Jugend nicht durch den bekannten Namen eines alten Onkels abzuschrecken«.

Wie alles, was Hesse geschrieben hat, waren auch diese, gleich nach dem Weltkrieg zusammengefaßten Erfahrungen in erster Linie verbindlich und notwendig für ihn selbst. Kein Buch, keine Erzählung Hesses, die nicht irgendwo Psychogramm, Befreiungsversuch ihres Verfassers wäre, abgestreifte Haut einer notwendig gewordenen Metamorphose.

So gilt es für Hesse also wieder einmal, bei sich selbst zu beginnen, ernst zu machen mit den soeben aus dem Unbewußten ins Rationale übersetzten Erfahrungen, ihre Verwirklichung zu versuchen. Ähnlich wie 1911, vor dem Abbruch seiner Gaienhofener Existenz, bedarf es dazu zunächst einer räumlichen Distanz. Wozu er damals noch bis nach Indien, Ceylon und Sumatra reisen mußte und doch desillusioniert und enttäuscht wieder zurückgekehrt ist, dazu brauchte es jetzt – nach den Leiden und Behinderungen der Kriegsjahre – keines Umwegs nach Asien mehr. Der Gegenpol zur abendländischen Betriebsamkeitspsychose, zur Flucht vor individueller Rechenschaft war nicht auf Reisen zu erlangen, und führte sie selbst in buddhistische Tempel. Auch dies war Umweg, war Ausweichen in naive Geschäftigkeit. Alternative und Gegenpol waren nicht geographisch fixiert, nicht von außen her und schon gar nicht touristisch zu erfassen, sie mußten gelebt und selbständig erworben werden. Denn in sich selbst trug man alles, worauf es ankam. Von außen konnte niemand einem helfen. Mit sich selbst nicht im Krieg liegen, mit sich selbst in Liebe und Vertrauen leben, dann konnte man alles. Dann konnte man nicht nur seiltanzen, dann konnte man fliegen, heißt es in *Klein und Wagner*, der ersten, nach der Auflösung des Berner Haushalts (April 1919) im Tessin entstandenen Erzählung.

Wie Hesse selbst durchbricht dort der ehrbare Beamte, treusorgende Ehegatte und Familienvater Friedrich Klein – der sich gleichfalls einen Decknamen zugelegt hat – belastet mit einem imaginären Verbrechen, dem vierfachen Mord an Frau und Kindern, mit falschem Paß, einem Revolver und unterschlagenem Geld in der Tasche, seine hausbackene Respektabilität. Denn es war besser, selber zu steuern und dabei in Scherben zu gehen, als immer geschützt von einem anderen gesteuert zu werden, ewig ein Kind, ein Werktagmensch mit Sonntagsidealen zu bleiben. Wie sein Held Friedrich Klein lebt Hesse nun nach Jahren der Entfremdung, der bürgerlich-halbherzigen Verpflichtungen und

Rücksichten zum erstenmal wieder völlig frei seiner eigenen Arbeit, allein, ohne Amt, ohne Familie.

Was nun folgt, ist die unruhigste, wildeste und zugleich produktivste Zeit seines ganzen Lebens. Zehn Wochen nach der Ankunft im Tessin ist die Novelle *Klein und Wagner* geschrieben, im August beginnt und vollendet Hesse *Klingsors letzter Sommer*, worin es heißt: »Es ist weniger ein Frühling, was ich da erlebe, als eine Explosion. Erstaunlich, wieviel Dynamit in mir noch steckt; aber Dynamit läßt sich schlecht im Sparherd brennen [...] hoffentlich wird dann auch das Ende ein plötzliches sein und diese betrunkene Welt untergehen, statt wieder in ein bürgerliches Tempo zu fallen.« Was Hesses neue Helden auch in ihren schlechtesten Stunden nicht ertragen können, ist ein mittlerer Zustand zwischen Gut und Schlecht, so eine laue erträgliche Mitte: »Nein, lieber noch eine Übertreibung der Kurve, lieber die Qual noch böser und dafür die seligen Augenblicke noch um einen Glanz reicher!« Und noch ein zusätzliches Ventil hat sich der Vierzigjährige erschlossen: die Malerei. In diesem Sommer malt Hesse Hunderte expressionistischer Aquarelle, sehr frei der Natur gegenüber, aber in den Formen genau studiert. »Ich male den Tag über und schreibe die Abende«, heißt es in einem Brief, »allerdings nichts Erquickliches, aber etwas Notwendiges. Wenn irgendeine Pflanze geknickt und verletzt wird oder am Vertrocknen ist, dann sucht sie schnell noch Samen zu bilden [...] so habe ich mich, als ich spürte, daß mein Leben im Nerv angeschnitten ist, noch einmal auf meine Arbeit zurückgezogen. Das Produzieren mit Feder und Pinsel ist für mich der Wein, dessen Rausch das Leben soweit wärmt, daß es zu ertragen ist.«

Immer lösten sich bei Hesse Zeiten extremer Lebensintensität ab mit solchen der Askese und Kontemplation. Auf den *Peter Camenzind* folgte *Unterm Rad*, auf den *Steppenwolf Narziß und Goldmund*, so folgte auch jetzt, nach dem plötzlichen Erlöschen der sommerlichen Klingsorzeit, während er wieder einmal sehr einsam, asketisch und asiatisch lebte, der Herbst mit einer Vertiefung der neu gewonnenen Einsichten. Das allzu lang Aufgestaute hatte sich Luft gemacht und soviel Distanz und Gleichgewicht geschaffen, daß eine Objektivierung möglich wurde und ein Fazit gezogen werden konnte mit seiner im Oktober begründeten deutschen Monatsschrift *Vivos voco*, mit den im November entstandenen Dostojewski-Essays *Blick ins Chaos* und der im De-

zember begonnenen Niederschrift seiner als eine indische Dichtung bezeichneten Legende *Siddhartha*.

Die Atmosphäre Indiens ist Hesse seit frühester Kindheit vertraut. Beide Eltern waren dort Missionare, seine Mutter ist in Indien geboren als älteste Tochter von Hermann Gundert, der jahrzehntelang in Indien lebte und der einzige Europäer seiner Zeit war, der Sanskrit nicht nur las, sondern es mit den Brahmanen sprach, der mit dem Ochsenkarren große Teile des Landes bereist hatte und es nicht nur als Missionsobjekt betrachtete, der etwa zehn indische Dialekte beherrschte und der, neben dem ersten deutsch-indischen Lexikon, auch ein Malajalam-Liederbuch veröffentlicht hat. Dieser Großvater, bei dessen Tod Hesse sechzehn Jahre alt war, hat in den Baseler, Calwer und Maulbronner Jahren einen nachhaltigen Einfluß auf seinen Enkel ausgeübt, durch seine gewaltige Bibliothek, welche die ganze deutsche Dichtung und Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts umfaßte, nicht weniger als durch seine Persönlichkeit, die – wie Hesse später berichtet hat – mit indischem Gedankengut mehr befreundet gewesen sei, als er bei einer theologischen Prüfung oder Selbstprüfung vermutlich eingestanden hätte. Dieser Großvater, der seinen Enkel, nachdem er in Maulbronn der theologischen Ausbildung entlaufen war, mit den Worten empfing: ›So, du bist's, Hermann, ich habe gehört, du habest neulich ein Geniereisle gemacht, mag durch seine Toleranz, seine Weltoffenheit und Flexibilität, worin sich auch seine Religiosität von der christlichen Monopolisierung Gottes der Eltern Hermann Hesses unterschied, den Keim gelegt haben zu Hesses früher Auseinandersetzung mit altindischem Gedankengut, der Philosophie des Vedanta, den Upanishaden und schließlich den Klassikern des alten China.

Erste indische Studien trieb Hesse bereits kurz nach der Jahrhundertwende, wie er in einem Brief an den Indologen Heinrich Zimmer berichtet hat. Doch erst im Alter von 27 Jahren, angeregt durch die Lektüre Schopenhauers, lernt er die *Bhagavadgita* kennen – mit Herzklopfen –, wie er sich noch 1927 erinnert. Denn erstmals dort ist er der naiven Nachbarlichkeit, ja Verschmelzung verschiedener, oft direkt feindlicher Weltanschauungen begegnet, dem asiatischen Einheitsgedanken in seiner indischen Gestalt, den er später im *Siddhartha* zusammenfassen

und für unsere Zeit und in unserer Sprache neu formulieren wird.

Keine Vorstellung ist für Hesse so verehrungswürdig wie die der Einheit. Die Vorstellung, daß alles Leiden, alles Übel nur daraus resultiert, daß wir Einzelnen uns nicht mehr als unlösbare Teile des Ganzen empfinden, daß das Ich sich zu wichtig nimmt: – ›indisch aufgefaßt, d. h. im Sinn der *Upanishaden* und der ganzen vorbuddhistischen Philosophie, ist mein Nächster nicht nur ‚ein Mensch wie ich‘, sondern er ist Ich, er ist mit mir eins. Denn die Trennung zwischen ihm und mir, zwischen Ich und Du, ist Täuschung, Maya. Mit dieser Deutung ist auch der ethische Sinn der Nächstenliebe völlig ausgeschöpft. Denn wer erst eingesehen hat, daß die Welt eine Einheit ist, dem ist ohne weiteres klar, daß es sinnlos ist, wenn die einzelnen Glieder des Ganzen einander wehtun [...] Die ganze praktische Durchschnittsreligion bestand jedoch in einem Verherrlichen des Ichs und seines Kampfes. Aber in diesem Ichgefühl sich wohlzufühlen, war nur den Naiven möglich. – Den Wissenden, den im Leiden differenziert gewordenen, war es verboten, in diesem Kampf ihr Glück zu finden. Ihnen war Glück nur denkbar im Hingeben des Ich, im Erleben der Einheit.◀

Seit der Lektüre der *Bhagavadgita* verfolgt Hesse mit gespannter Aufmerksamkeit alles, was in Deutschland an Literatur aus und über den ostasiatischen Raum erscheint. Besonders fasziniert ihn, neben der Karl Eugen Neumannschen Übertragung der *Reden Buddhas*, die klassische Philosophie des alten China. Beide wurden erst in den Jahren kurz vor dem Ersten Weltkrieg erstmals in deutschen Übersetzungen zugänglich. Keine solche Neuerscheinung, die Hesse nicht sofort nach der Publikation gelesen und sich in Rezensionen dafür eingesetzt hätte! So schreibt er anlässlich des Erscheinens der *Reden Buddhas*: ›Europa beginnt an mancherlei Verfallserscheinung zu spüren, daß die hochgetriebene Einseitigkeit seiner geistigen Kultur (sie äußert sich am deutlichsten etwa im wissenschaftlichen Spezialistentum) einer Korrektur bedarf, einer Auffrischung vom Gegenpole her. Die allgemeine Sehnsucht gilt nicht mehr einer neuen Ethik, oder einer neuen Denkweise, sondern einer Kultur jener seelischen Funktionen, welchen unsere intellektualistische Geistigkeit nicht gerecht geworden ist. Wir haben erfahren, daß der Mensch seinen Intellekt bis zu erstaunlichen Leistungen kultivieren kann, ohne dadurch der eigenen Seele Herr zu werden [...] *Buddhas Reden*

sind nicht Kompendien einer Lehre, sondern sie sind Beispiele von Meditationen, und das meditierende Denken eben ist es, was wir bei ihnen lernen können. Ob Meditation zu anderen, wertvolleren Ergebnissen führen könne als wissenschaftliches Denken, ist eine müßige Frage. Zweck und Resultat der Meditation ist nicht ein Erkennen im Sinn unserer westlichen Geistigkeit, sondern ein Verschieben des Bewußtseinszustandes, eine Technik, deren höchstes Ziel eine reine Harmonie, ein gleichzeitiges und gleichmäßiges Zusammenarbeiten von logischem und intuitivem Denken ist [...] Wenn wir Abendländer erst etwas Meditation gelernt haben werden, wird sie uns ganz andere Resultate zeigen als den Indern, sie wird uns nicht zum Opium werden, sondern zu einer vertieften Selbsterkenntnis [...] Eine seelische Selbstzucht höchster Ordnung ist hier geleistet und gelehrt, von welcher jene Ahnungslosen keine Vorstellung haben, die über ‚Quietismus‘ und ‚indische Träumerei‘ und dergleichen bei Buddha reden und ihm jene westliche Kardinaltugend, die Aktivität, absprechen [...] Die Warnungen vor dem gefährlichen Osten, die wir zur Zeit so häufig vernehmen, stammen alle von Lagern, die Partei sind, die ein Dogma, eine Sekte, ein Rezept zu hüten haben.<

Dies schrieb Hesse 1921. Es hat bis heute, auch bei ideologisch veränderter Gegenargumentation, an Aktualität eher zugenommen. Denn Rationalismus, Technologie und Expansion auf Kosten des Individuellen speisen sich aus derselben Quelle wie das Bestreben, die Welt mit Ideologien vollkommener machen zu wollen: aus einer unbegrenzten Fortschrittsgläubigkeit, die man naiv nennen könnte, gäbe es dabei für ihre selbstbewußten Anwälte, die Unternehmer wie die Politiker, nicht soviel zu profitieren.

Bis 1911 beruhte Hesses Beschäftigung mit indischem und altchinesischem Denken zwar auf wahlverwandten, doch noch nicht auf erfahrenen Gemeinsamkeiten. Ähnlich den Asientrips der heutigen Hippies war sie vor allem Distanzversuch, Entrinnen aus immer unerträglicheren Lebensbedingungen zu einem Gegenpol, der Hesse von Kindheit an vertraut war. Seine Hoffnung, durch eine Reise in das Land, wo seine Vorfahren Missionare waren und seine Mutter zur Welt kam, eine Lösung der aktuellen Konflikte und Fertigkeiten zu erlangen, auch künftige Krisen meistern zu können, wurde enttäuscht – mußte enttäuscht wer-

den. Denn dies war nicht von außen, nicht auf touristisch-folkloristischen Umwegen zu erlangen – und führten sie auch um den ganzen Erdball –, sondern auf dem kürzesten, dem unangenehmsten Weg; dem Weg, welchen er später seinen Siddhartha und Steppenwolf einschlagen läßt: ›Der einzige Weg durch die Welt der Schmerzen führt mitten durch den Schmerz hindurch [...] Es kommt alles wieder, was nicht bis zu Ende gelitten und gelöst wird, und schmerzt desto stärker, je mehr man sich dagegen wehrt.«

Indien, oder das, was es symbolisierte, mußte man in sich selbst finden und realisieren. Intellektuell war Hesse dies bereits vor seinem Aufbruch nach Indien bekannt. Denn in seinem Exemplar des 1911 in der Übersetzung von Richard Wilhelm erschienenen taoistischen *Liä Dsi*, das er damals auch rezensierte, hatte er sich den Passus angestrichen: ›Eh nicht das Äußerste erreicht ist, kehrt sich nichts ins Gegenteil.« Wenn Hesse später von seinem *Siddhartha* sagt, das Buch sei ein Versuch der dichterischen Darstellung der Erfahrung, daß Weisheit nicht erlernbar sei, so erkennt man hier einen der Hintergründe.

War auch die Indienreise 1911 ein Ausweichen vor dem ›Äußersten«, so hätte Hesse seiner Legende vom Brahmanensohn Siddhartha wohl schwerlich soviel Authentizität geben können ohne die atmosphärischen Eindrücke dieser Expedition. Nicht zuletzt ihnen verdankt dieses Buch seine beispiellose Verbreitung im asiatischen Raum. Allein in Indien ist es bis heute in zwölf verschiedene Sprachen und Dialekte übersetzt worden. Doch von der Schilderung dessen, was er in Indien antraf, bis zur Darstellung dessen, was er dort gesucht hat und womit er sich durch seine Reise von 1911 mühelos zu assimilieren hoffte, war es noch ein beschwerlicher, mehr als zehn Jahre langer Weg.

Gleich nach seiner Rückkehr im Dezember 1911 schildert er in seinen Reiseerinnerungen und der Erzählung *Robert Aghion*, die 1913 gemeinsam unter dem Titel *Aus Indien* erschienen, das Indien, das er vorgefunden hatte: die armen Reste einer alten Paradiesmenschheit, die vom Westen korrumpiert und gefressen wurde, gutartige, gescheite und begabte Naturvölker, denen die Kolonialherren und Missionare den Garaus machten: ›Die unterdrückten Völker der Tropenländer stehen unserer Zivilisation als Gläubiger mit älteren und gleichbegründeten Rechten gegenüber, wie etwa die Arbeiterklasse in Europa. Wer im eigenen

Automobil im Pelz an Arbeitern vorbeifährt, die müde und friedend nach Hause gehen, kann keine ernsteren Gewissensfragen an sich stellen, als wer auf Ceylon oder Sumatra oder Java als Herr zwischen lautlos bedienenden Farbigen lebt.

Primitiv und jedem Zufall preisgegeben schien Hesse die Psyche des Abendländers, verglichen mit der geschirmten, gepflegten, vertrauensvollen Religiosität des Asiaten. Was ihn außerdem faszinierte, war das Erlebnis des Urwalds als eine Rückkehr an die Quelle des Lebens. Doch hat ihn diese materielle Exotik zunächst vom indischen Geist eher getrennt.

Erst Jahre nach dem Weltkrieg, nachdem die abendländischen Eigenschaften der Hast und Betriebsamkeit, der Fortschrittsgläubigkeit und Technologie, des Rationalismus, der Uniformierung und der wendigen Ideologisierung unbewußt gebliebenen Triebverhaltens bankrott gemacht hatten, nach der inneren Abrechnung und Vereinsamung, welche die Katastrophe des Weltkriegs bei Hesse ausgelöst hatte, war endlich das ›Äußerste erreicht‹. ›Der Überdruck der Atmosphäre‹, wie Stefan Zweig es nannte, hatte dem individuellen Durchbruch nachgeholfen. Die Frage nach einer Alternative, die Frage: Wie ließ sich für die Zukunft verhindern, was kaum Vergangenheit war?, und die Frage nach der Konzeption des *Siddhartha* waren nunmehr identisch.

Mit den Vorstudien zum ersten, nicht zufällig Romain Rolland gewidmeten Teil seiner ›Indischen Dichtung‹ hat Hesse im Dezember 1919 begonnen, im Tessin, einer Landschaft, die wenige Monate zuvor sein Klingsor gerühmt hatte: ›Ich fuhr nach Asien, und es war damals sehr notwendig, daß ich es tat. Aber alles, was ich dort fand, das finde ich heut auch hier [...] man braucht so lang, bis man lernt, an einem einzigen Tag drei Erdteile zu besuchen!‹

War die anonym publizierte Flugschrift *Zarathustras Wiederkehr* ein Versuch, durch spontane politische Kritik den Weg dorthin rational und dialektisch zu beschreiben, so mußte nun mit dem *Siddhartha* der ungleich schwierigere, doch auf die Dauer wirksamere Versuch unternommen werden, dasselbe langfristiger, also dichterisch auszudrücken. Denn ›Dichtungen sind‹ – wie Hugo Ball anlässlich des *Siddhartha* sagte – ›keine Handgranaten. Sie wirken langsamer oder gar nicht.‹

Daß Hesse für sein Antitoxin eine fernöstliche, aller europä-

isch-atemlosen Hektik und den entarteten Seitensprüngen abendländischer Denkakrobatik diametral widersprechende Verpackung gewählt hat, ist eine gezielte Herausforderung. Denn ›Betriebsamkeit ist kein Tun‹, hieß es schon in seiner Zarathustra-Flugschrift. Sie ist Flucht vor dem Leiden, Abreaktion nach außen, die über den Mechanismus der Verdrängung noch größeres Übel bringt. Dieser zentrifugalen, vorwiegend abendländischen Haltung wird mit dem *Siddhartha* die zentripetale, asiatische gegenübergestellt. Doch nicht als blindes Überwechseln von einem in das andere Extrem, nicht als Flucht aus der *vita activa* in die *vita contemplativa*, noch umgekehrt, sondern als wechselndes Unterwegssein zwischen beiden, als gleichberechtigtes und gleichzeitiges Ineinanderwirken, als Synthese der beiden Pole West und Ost, die sich ergänzen, nicht ausschließen.

Seinen *Siddhartha* läßt Hesse nicht nur gegen die Widerstände von außen rebellieren, gegen den Vater und jede angemäße Autorität, sondern auch auf dem selbständig eingeschlagenen Weg ruht er nirgends aus, wird nirgends seßhaft. Sein Ideal ist nicht ein asketisch indisches, ein Absterben von der Welt scheinbarer Wirklichkeiten zugunsten des in sich begnügten Geistes. Er ist ein Verehrer der Untreue, des Wechsels, der Phantasie. Er hält nichts davon, seine Liebe an irgendeinem Fleck festzunageln. Denn Liebe ist für ihn immer nur Gleichnis. Wo sie hängenbleibt und zur Treue und Tugend wird, wird sie ihm verdächtig. Doch ist diese Haltung keine bewußte oder gar vorsätzliche.

Nachdem *Siddhartha* Eltern und Herkunft hinter sich gelassen hat, faßt er die ernsthafte Absicht, bei den *Samanas* ein Asket zu werden. Drei Jahre lang unterwirft er sich ihren Regeln, übt Entselbstung und Meditation, lernt den Schmerz, den Hunger, den Durst und die Müdigkeit überwinden, bis er allmählich erkennen muß, daß auch diese Techniken nichts anderes als Flucht sind, Kunstfertigkeiten der Selbsttäuschung und Betäubung, um der Qual der Mündigkeit, der Unabhängigkeit, der Entfaltung und Behauptung seiner individuellen Anlagen und Aufgaben zu ent-rinnen.

Auslöschung des Ich, wie es die *Samanas* üben, vermag *Siddhartha* – nachdem er sie beherrscht – ebensowenig ernst zu nehmen, wie die entgegengesetzte Fluchtrichtung, die Selbstbetäubung durch euphorische Betriebsamkeit. Wie Hesse selber ist er ein gewaltloser Rebell, der sich gegen alles wehrt, was ihn fixieren

und domestizieren will, was sich seiner Entwicklung und Entfaltung in den Weg stellt, sei es sein Vater, die Samanas oder sei es die hermetische Vollkommenheit des leibhaftigen Buddha.

Wenn er sich selbst eine Religion hätte wählen können, schreibt Hesse im *Kurzgefaßten Lebenslauf* – dessen erste Fassung zur Zeit der Niederschrift des *Siddhartha* entstand –, dann hätte er sich gewiß einer konservativen Religion angeschlossen, dem Konfuzius, dem Brahmanismus oder der Römischen Kirche. Er hätte dies aber aus der Sehnsucht nach dem Gegenpol getan, nicht etwa aus angeborener Verwandtschaft. Denn geboren sei er nicht zufällig als Sohn frommer Protestanten, sondern auch seinem Naturell nach sei er Protestant, wozu seine tiefe Antipathie gegen die vorhandenen protestantischen Bekenntnisse durchaus keinen Widerspruch bilde. Denn der echte Protestant wehre sich gegen die eigene Kirche wie gegen jede andere, weil sein Wesen ihn das Werden mehr bejahen heiße als das Sein. So wird Siddhartha sogar noch kurz bevor er stirbt, nicht Nirwana wünschen – die Aufhebung aller Gegensätze –, sondern mit seiner Wiedergeburt einverstanden sein, um aufs neue den Lauf anzutreten.

Der erste Teil des *Siddhartha*-Manuskripts wurde im Juli 1920 beendet und bricht in dem Augenblick ab, wo Siddhartha erkennen muß, daß er auch dem bewunderten Gotama Buddha nicht zu folgen vermag, weil dessen Fertigkeit der Selbstkontrolle, des Denkens, Wartens und Fastens im Erreichten, im Sein beharrt und das Werden vernachlässigt.

Noch ein Jahr später, als in der Neuen Rundschau der Vorabdruck dieses ersten Teils erscheint, ist es zu keiner Fortsetzung der Niederschrift gekommen. Das Manuskript bleibt mehr als anderthalb Jahre lang liegen, weil nun ein Stück Entwicklung gezeigt werden mußte, das Hesse zwar kannte und ahnte, ja sogar wußte, aber noch nicht wirklich besaß, weil er es selbst noch nicht zu Ende gelebt hatte. Noch im August 1921 heißt es in einem Brief: ›Was aus Siddhartha später wird, möchte ich auch gerne wissen. Ich habe zwar ein gutes Stück mehr erlebt als er, sehe aber das Ende und Ergebnis bei mir noch nicht, und kann es darum auch in der Dichtung noch nicht darstellen.‹ Den Weg der Individuation, der vom Kollektiven und Autoritären wegführt, der das Gewissen so sensibel macht und das Leben so außerordentlich erschwert und differenziert, hatte Hesse erfahren und in das Bild